Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 2. Bromberg, den 4. Januar 1924.

Die Macht der Drei.

Ein Roman aus dem Jahre 1955
von Hans Dominik.

(16. Fortsetzung.)

Lobbe Lobsen zog seinen Stuhl zurück, weil ein staubiger Pilger ihm direkt über die Füße lief. Immer wunderbarer wurde es. Atma, der eben noch in europäischer Kleidung da war, stand plötzlich im exotischen Gewand unter den Gestalten, begrüßte hier einen, nickte dort einer Figur zu, wurde gekannt und wieder gegrüßt.

Derweil stand Erik Truwor draußen vor dem Hause am Schlage des Kraftwagens und tauschte den letzten Händedruck mit dem jungen Paar.

„Reist glücklich! Genießt euren Honigmond! Die letzten drei Tage seid ihr Gäste im Hause Termölen. Am 19. hole ich dich von der Station der Regierungslinie ab. Farewell!" Der Motor sprang an. Der Führer mußte sich eilen, um das Regierungsschiff nach Deutschland noch im Flughafen zu fassen.

Erik Truwor kehrte langsam in die Halle zurück. Er fand Atma ruhig auf einem Sessel an der Schmalwand der Halle sitzend. Die Hochzeitsgesellschaft starrte mit aufgerissenen Augen auf diese Wand, als ob dort ein besonderes Schauspiel zu erblicken wäre. So ähnlich mußten wohl die Studenten in Auerbachs Keller ausgesehen haben, als Mephisto ihnen edle Weine aus dem trockenen Holz des Tisches fließen ließ. Erik Truwor konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

Atma erhob sich und ging auf seinen Platz am Tische zurück. Im gleichen Augenblick begann das Bild, welches die Zuschauer so fesselte, zu verblassen. Es wurde neblig, verlor die Farbe, und schon war wieder die dunkle Wand sichtbar. Nur langsam löste sich die Erstarrung der Gäste. Dann entlud sich der Beifall um so lauter.

Herrlich . . . großartig . . . wundervoll. Die Plastik der Bilder. Das Hinaustreten der Figuren in den freien Raum. Sie waren fast alle in Stockholm gewesen und hatten das Kino mit allen Feinheiten gesehen. Farbig natürlich. Auf Nebelwände projiziert. Aber niemals hatten sie gesehen, daß einzelne Figuren des Bildes bis unter die Zuschauer liefen.

Sie sparten nicht mit ihren Komplimenten gegen den Gastgeber.

Und niemand vermißte das Brautpaar. Hin und wieder trank ihm einer zu, als ob Jane und Silvester noch auf ihren Plätzen säßen. Sie schmausten und zechten bis spät nach Mitternacht und dachten erst in den Morgenstunden an die Heimfahrt.

Erik Truwor kannte Atmas Künste. Er wußte, daß es dem Inder ein leichtes war, dieser ganzen auf keinerlei Widerstand eingestellten Gesellschaft die unwahrscheinlichsten optischen und akustischen Phänomene zu suggerieren. Aber es erfüllte ihn dennoch mit Erstaunen, als er sah, wie der Amtmann auf den leeren Stuhl von Jane zuschritt, sich feierlich vor einem Nichts verbeugte, mit einem Nichts im Arm durch die Halle walzte und das Nichts wieder zum Stuhle zurückgeleitete. Als die Amtmännin sich mit geschmeicheltem Lächeln erhob und ebenso solo durch den Raum tanzte. In der festen Überzeugung, vom Bräutigam aufgefordert zu sein, von ihm geführt zu werden.

Es wirkte auf Erik Truwor, weil alle Gäste diesen Tänzen besonderen Beifall spendeten. Weil sie alle den Schemen sahen, den der Wille Atmas ihnen aufzwang, weil er allein der Suggestion nicht unterworfen war und das unsinnig Groteske dieser Tänze voll spürte.

Er war es zufrieden, als die letzten das Haus verließen. Gefolgt von Atma, ging er in das Laboratorium. Dort stand der neue Strahler, gekuppelt mit dem Fernseher.

„Wo mag das Paar jetzt sein?"

Der Inder antwortete nicht sogleich. Seine Augen blickten weit geöffnet in die Ferne. Langsam kamen die Worte

„Im Süden in weiter Ferne . . . über schneebedeckten Bergen."

„Du meinst im deutsch-italienischen Regierungsschiff? Wir werden sehen."

Erik Truwor sagte es mit stolzer Befriedigung. Er richtete den Apparat. Er ließ einen leichten Energiestrom strahlen. Ein Bild erschien auf der Scheibe. Ziehende Wolken, schneebedeckte Gipfel. Die Alpenkette . . . das Gotthardmassiv. Ein schimmernder Punkt darüber.

Er arbeitete an den Mikrometerschrauben der Feinstellung. Er richtete und visierte.

Da wuchs der Punkt zum großen Flugschiff. Jede Schraube, jede Niete wurde erkennbar. Er mußte dauernd regulieren, um das schnell fahrende Schiff in dieser Vergrößerung nicht aus dem Gesichtsfelde zu verlieren.

Jetzt stimmten Regulierung und Flugschiffbewegung genau überein. Regungslos verharrte das Schiff in der Mitte der Bildfläche. Vorn dicht hinter der breiten Zellonscheibe der Kabine standen Silvester und Jane. Hand in Hand, glücklich lächelnd, blickten sie vor sich nieder in die furchtbare italienische Ebene.

*

„Alle diese Kriegsgerüchte sind . . . ich will den Ausdruck unserer Zeitungsleute gebrauchen . . . sind stark verfrüht. Die Welt gehört den Anglosachsen. Sie wären Toren, wenn sie sich gegenseitig zerfleischen wollten. Der innere tiefliegende Grund zum Kriege fehlt, und deshalb wird es trotz allen Preßgeschreis und aller Nervosität keinen Krieg geben. Das ist meine persönliche Ansicht . . . und nicht meine Ansicht allein."

Dr. Glossin sprach in der überzeugenden und beinahe hypnotisierenden Art, über die er so gut verfügte.

Lord Horace Maitland saß ihm in der Bibliothek von Maitland Castle gegenüber. „Ihre Worte in Ehren, Herr Doktor. Aber warum versucht Amerika die europäische Stahlproduktion aufzukaufen?"

Lord Horace ließ die scharfen grauen Augen forschend auf dem Arzt ruhen. Dr. Glossin hatte seine Muskeln in der Gewalt. Es war ja vorauszusehen, daß die Bemühungen der amerikanischen Agenten den Engländern nicht verborgen bleiben würden.

„Es ist eine wohldurchdachte Maßnahme des Herrn Präsident-Diktators, um den Frieden der Welt aufrechtzuerhalten."

„Ich muß gestehen, daß mir die Zweckmäßigkeit dieses Weges nicht völlig einleuchtet."

„Eure Herrlichkeit wissen vielleicht nicht, daß ich geborener Schotte und nur durch Naturalisation Amerikaner bin. Ich betrachte es als meine vornehmste Aufgabe, die guten Be-

ziehungen zwischen den beiden Ländern zu pflegen... Sie werden einwenden, daß für diesen Zweck die gegenseitigen Botschafter der beiden Mächte vorhanden sind. In erster Linie gewiß! Aber ein Botschafter ist immer eine offizielle Persönlichkeit. Was er spricht, spricht er amtlich im Namen seines Staates. Vieles darf er nicht sagen, was zu sagen doch bisweilen gut ist."

Lord Horace strich mit beiden Händen die Zeitung auf dem Tisch glatt. Ein leichter Sarkasmus lag in den Worten seiner Erwiderung.

„Sie dagegen, Herr Doktor, sind nicht mit der Last der Amtlichkeit beschwert, obwohl wir in England ziemlich genau wissen, daß Sie der vertraute Ratgeber des Präsident-Diktators sind. Sie sprechen ganz privatim als Herr Doktor Glossin mit Lord Maitland, der zufälligerweise der Vierte Lord der englischen Admiralität ist. So meinen Sie es?"

„Genau so, Lord Horace. Und so erwidere ich denn: Wir erfuhren, daß die Agenten Englands auf dem Kontinent Kriegsmaterial in größtem Maße bestellten und kauften. Wir hätten mit gutem Rechte das gleiche tun können. Die Rüstungen beider Staaten wären dadurch bis zur Fieberhitze in die Höhe getrieben worden. Wir zogen es vor, unsere friedliche Gesinnung dadurch zu zeigen, daß wir nur den unverarbeiteten Rohstahl kauften. Es ist uns leider nicht in dem beabsichtigten Umfange gelungen. Ihre Regierung läßt nach unseren Ermittelungen Kriegsmaterial auf dem Kontinent bauen, durch das Ihre Luftstreitkräfte um fünfzig von Hundert verstärkt werden. Die Industrie auf dem Kontinent versteht es leider nur zu gut, aus der politischen Spannung Kapital zu schlagen. Immerhin werden Ihre Rüstungen durch unsere Stahlkäufe in solchen Grenzen gehalten, da wir selbst nicht neu zu rüsten brauchen."

Die Worte Dr. Glossins verfehlten ihre Wirkung auf Lord Horace nicht. Es war richtig, daß Amerika bisher nur Stahl gekauft hatte. Den freilich in ungeheuerlichen Mengen. Noch gab sich Lord Maitland nicht gefangen.

„Sie werden die erworbenen Mengen nach den Staaten bringen und dort selbst die Waffen daraus schmieden."

Erstaunen malte sich auf Glossins Zügen. „Wir denken gar nicht daran, die zehn Millionen Tonnen Stahl, die wir bisher erwarben, nach den Staaten zu bringen. Es genügt uns, daß sie der Kriegsindustrie entzogen sind. Und ... vergessen Eure Herrlichkeit nicht ... wir haben schnell gekauft. Haben noch zu erträglichen Preisen gekauft.

Eine Entspannung der politischen Lage wird über kurz oder lang eintreten. Die Völker der Welt werden sich, wie es immer nach solchen Situationen geschah, mit erneutem Eifer der Produktion für den Frieden hingeben. Aber das Rohmaterial wird dann teurer sein ..." Doktor Glossin fuhr mit erhobener Stimme fort: „Dann werden wir über diesen riesenhaften Vorrat frei verfügen. Wir haben es verhindert, daß Schwerter daraus gefertigt wurden, wir werden dann Pflugscharen daraus schmieden lassen. Die Wunden, die dieser Stahl schlagen wird, sollen fruchtbringende Ackerfurchen werden. So ist es die Meinung und der Wille meines ..."

Er brach jäh ab, als habe er zuviel gesagt.

„... meines Herrn, des Präsident-Diktators Cyrus Stonard", ergänzte Lord Maitland die Worte Glossins in Gedanken. Jetzt war er überzeugt.

Der Doktor behandelte die Kriegsgefahr als nicht vorhanden. Das konnte Verstellung sein, zu plump, um einen englischen Staatsmann auch nur eine Sekunde zu täuschen. Aber Dr. Glossin entwickelte gleichzeitig ein Zukunftsgeschäft, das den Amerikanern Milliarden von Golddollars bringen mußte, wenn die Spannung sich friedlich löste. Der Größe dieser wirtschaftlichen Aussichten konnte der Engländer sich nicht entziehen. Busineß bleibt Busineß. Der Grundsatz saß zu tief im englischen Denken und Fühlen, um nicht zu wirken.

Eine Meldung des englischen Geheimdienstes hatte Lord Horace darüber unterrichtet, daß Dr. Glossin erst vor wenigen Tagen eine lange Unterredung mit Cyrus Stonard gehabt hatte. Es war außer Zweifel, daß er im Auftrage des Diktators sprach. Amerika suchte den Krieg zu vermeiden, machte dabei aber gleichzeitig ein Milliardengeschäft. Die Taktik war eines Cyrus Stonard würdig. Er vermied den Krieg, dessen Ausgang unter allen Umständen unsicher war, und schuf gleichzeitig die Prosperität, die seine Gewaltherrschaft wieder auf eine Reihe von Jahren sichern mußte.

Blitzschnell gingen diese Gedanken Lord Horace durch den Kopf. Er prüfte in kurzen Minuten des Schweigens den Plan nach allen Richtungen und fand ihn wohldurchdacht. Das Netz war gut gewoben. Keine Masche war von der Nadel gefallen.

Von diesem Augenblick an neigte er zu der Überzeugung, daß Cyrus Stonard ehrlich den Frieden wolle. Die Frage, ob auch England ihn wolle, stand auf einem anderen Brett. Er hatte danach jedenfalls die Möglichkeit, sich die Zeit für einen Konflikt nach Gefallen zu suchen.

Lord Maitland hielt die Angelegenheit für wichtig genug, um zu einer Besprechung nach London zu fahren. Er überließ Dr. Glossin der Gastfreundschaft von Maitland Castle und der Gesellschaft von Lady Diana.

*

Maitland Castle war in der Tudorzeit erbaut. Spätere Umbauten hatten im Innern mehr Luft und Licht geschaffen, ohne das Äußere bemerkenswert zu verändern. Vor der Südfront des Schlosses lag eine breite Terrasse, gegen den Garten durch eine Sandsteinmauer begrenzt, mit Efeu und Monatsrosen übersponnen.

Die Wasserkünste des Schlosses spielten. Aus gewaltigen Löwenrachen schossen die breiten Strahlen in Muschelschalen, fielen regenbogensprühend von Kaskade zu Kaskade die Mauerhöhe hinab, füllten ein großes Bassin, um schließlich in Form eines schilfumrandeten Baches dem See zuzufließen.

Im Schatten einer Ulme saß Lady Diana in einem bequemen Korbstuhl. Das Buch, in welchem sie gelesen hatte, lag lässig in ihrer Hand.

Ihr gegenüber saß Dr. Glossin.

„Herr Doktor ... Ihr Interesse für meine Person versetzt mich in Erstaunen. Es geht weit über das hinaus, was meine anderen Gäste mir entgegenbringen, und ... was ich entgegengebracht haben möchte.

Mein Gemahl sagte mir, daß Sie im Interesse unseres Vaterlandes nützliche Arbeit tun, den Frieden zwischen beiden Ländern erhalten helfen. Das ist in meinen Augen ein großes Verdienst. Es gibt Ihnen manche Freiheit. Aber jede Freiheit hat Grenzen ..."

Diana Maitland zeigte Bewegung, als sie von der Erhaltung des Friedens sprach. Zum Schluß klang ihre Stimme kalt abweisend.

„Eure Herrlichkeit legen meinen Worten einen falschen Sinn unter. Was ich sagte, hängt mit dem Wohlergehen unserer beiden Länder eng zusammen."

„Herr Doktor, Sie sprechen in Rätseln. Ich kann beim besten Willen keinen Zusammenhang zwischen meiner Mädchenzeit in Paris und dem Wohlergehen unserer Länder finden. Aber ich bewundere Ihre Quellenforschung. Sie sind wirklich recht genau über meine Vergangenheit unterrichtet ..."

„Ich bin es in der Tat, Lady Diana. Ich bin es noch genauer, als Sie glauben."

„Bitte, Herr Doktor, ich habe nichts zu verbergen ..."

Diana Maitland sagte es hart und spöttisch, um einen Überzudringlichen ein für allemal abzuweisen.

„Ich sagte Eurer Herrlichkeit, daß unsere beiden Länder durch einen mächtigen und gefährlichen Feind bedroht sind."

„Ich hörte es bereits, Herr Doktor."

„Der Feind ist Erik Truwor."

Langsam brachte Dr. Glossin die Worte hervor. Und konnte ihre Wirkung Wort für Wort verfolgen.

Lady Diana, eben noch das Bild sarkastischer Überlegenheit und kalt abweisender Ruhe, erblaßte. Ihre Augen weiteten sich bei der Nennung des Namens Truwor, als ob sie ein Gespenst sähe. Ihr Gesicht war sehr bleich. Viel mehr als die heitere Ruhe offenbarte die leidenschaftliche Erregung, deren Spiegel es jetzt war, alle Wunder dieses schönen Antlitzes. In dem prachtvollen Rahmen des reichen dunkelbraunen Haares, mit den halbgeöffneten Lippen und den bebenden Nasenflügeln hatte es etwas Dämonisches. Aus ihren Augen sprühte die Glut eines flammenden Zornes, eines tödlichen Hasses.

„Erik?! ... Erik Truwor ...?" rief sie heftig.

Sie warf den Kopf zurück und sah Glossin mit durchdringenden Blicken an.

„Wie können Sie einen Namen aussprechen, dessen Nennung allein eine schwere Beleidigung für mich ist?"

„Ich nannte den Namen eines Mannes, der heute unsere beiden Länder schwer bedroht ... und der vor langen Jahren, Lady Diana, auch einmal in Ihr Leben eingebrochen ist."

„Was sagen Sie? Erik Truwor bedroht ... bedroht das große England, bedroht das ganze Amerika? ... Ein einzelner Mann die mächtigsten Reiche der Welt? Soll das ein Scherz sein, Herr Doktor ..."

Ihre Stimme bekam einen drohenden Klang. „So würde mir Ihre Anwesenheit in Maitland Castle von diesem Augenblick an für immer unerwünscht sein."

„Die Ungnade Eurer Herrlichkeit würde ich in Kauf nehmen, wenn ich die harte Tatsache zu einem leichten Scherz stempeln könnte.

Ich nannte Erik Truwor. Zusammen mit zwei Freunden haust er in Schweden an der finnischen Grenze. Der eine seiner Freunde ist Silvester Bursfeld, der Sohn jenes Gerhard Bursfeld, den ich vor dreißig Jahren in den

Tower brachte. Die beiden kennen das Geheimnis des Vaters, und sie entwickeln die Erfindung weiter.

Bursfeld weiß, daß sein Vater als ein Opfer englischer Politik im Tower starb. Darum gilt seine Arbeit der Rache an England. Erik Truwor läßt ihn gewähren. Der Dritte im Bunde, ein Inder, hat für sein Vaterland auch eine . . . kleine Rechnung mit England zu begleichen.

Vom Torneaelf droht dem englischen Reiche eine Gefahr, viel schwerer, viel größer, als Cyrus Stonard mit seinem Dreihundertmillionenvolk sie jemals sein könnte. Erik Truwor mit seinen zwei Freunden ist mehr zu fürchten als Cyrus Stonard."

Lady Diana hatte ruhig zugehört. Nur ihre Blässe verriet ihre innere Erregung.

„Wissen Sie, was Erik Truwor mir antat?"

Dr. Glossin setzte die Worte vorsichtig und langsam.

„Ich weiß, daß er der Verlobte der jungen Komtesse Raszinska war und daß er ihr . . . den Verlobungsring zurücksandte."

„Sie wissen viel . . . vielleicht nicht alles."

„Ich weiß auch, Lady Diana, daß Sie Erik Truwor hassen. Um so weniger werden Sie sich besinnen, zum Wohle Ihres Vaterlandes zu handeln und Ihren Gemahl auf die Gefahr aufmerksam machen, die von Linnais her der Welt droht.

Lady Diana, fassen Sie den korrekten Sinn meiner Mitteilung: Erik Truwor und seine beiden Freunde sind im Besitze des Geheimnisses, um dessentwillen die englische Regierung Gerhard Bursfeld in den Tower brachte.

Noch ist es Zeit! Ein einfacher Handstreich! Gut organisiert! Schnell unternommen und durchgeführt! Hat Ihre Regierung die Sache erst einmal beschlossen, wird sie auch wissen, wie sie durchzuführen ist."

Lady Diana hatte sich aufgerichtet. Widerstreitende Gefühle kämpften in ihr. Die Erinnerung an die glücklichen Monate in Paris wurde lebendig. Die Gestalt Erik Truwors traf ihr geistiges Auge. Die Zeit nach dem brüsken Bruch, die schrecklichste ihres ganzen Lebens, wachte auf.

Glossin sah ihr Zaudern.

„Hat Diana Raszinska vergessen, was ihr angetan wurde?"

Diana Maitlands Augen flammten auf. Aus fremdem Munde zu hören, was sie im Innersten bewegte . . .

Dr. Glossin fuhr fort: „Ich sagte Ihnen bei unserer ersten Unterredung, daß Sie mir eines Tages die Hand zum Bündnis bieten würden. Der Tag ist gekommen. Zum ...ndnis gegen den Feind unserer beiden Länder, der auch Ihr persönlicher Feind ist. Der Ihnen das Schwerste angetan hat, was ein Mann einer Frau antun kann."

Dr. Glossin streckte seine rechte Hand vor. Wenige Minuten des Schwankens. Dann legte Diana ihre Rechte in die des Doktors.

„Es sei, Herr Doktor. Mein Gewissen bleibt unbelastet. Hegt Erik Truwor keine feindlichen Pläne gegen England, so wird er frei aus dieser Prüfung hervorgehen. Sonst . . . Ich tue nur, was ich gegen jeden Feind meines Landes tun würde."

Lady Diana erhob sich. Ihre Erregung wich einer tiefen Abspannung. Sie hatte das Bedürfnis, aus Glossins Nähe zu kommen, allein zu sein, zu ruhen. Dr. Glossin begleitete sie bis an die Pforte des Schlosses. Dann kehrte er auf die Terrasse zurück.

*

Lord Horace Maitland war mit den Ergebnissen seiner Londoner Reise zufrieden. Seine Mitteilungen hatten ersichtlichen Eindruck auf das Kabinett gemacht. Man sah in London, wie die gefährliche Wetterwolke, die seit vierzehn Tagen dunkel drohend am politischen Himmel hing, allmählich lichter wurde. Während man vor zwei Wochen fast jede Stunde den Ausbruch des Krieges erwartete, schien die Gefahr jetzt von Tag zu Tag geringer zu werden. Man sah in London die Kriegsgefahr weichen und hatte keine Erklärung dafür.

In diesen Stand der Dinge war Lord Horace mit den Anschauungen und Darlegungen getreten, die Dr. Glossin ihm entwickelt hatte.

Es gibt im Schachspiel gefährliche Züge, bei denen die feindliche Figur den König angreift und gleichzeitig die Dame gefährdet. Solch einen Zug hatte Cyrus Stonard offenbar auf dem Brett. Während England Hals über Kopf Milliarden in neuem Kriegsgerät festlegte, kaufte er nur Stahl. Band starke Kräfte des Gegners und behielt die Möglichkeit, zur gegebenen Zeit Milliarden für die Union einzuheimsen.

Nachdem man die Absicht des Gegners erkannt hatte, war es möglich, Abwehrpläne zu schmieden. Diese Möglichkeit dankte man den Informationen von Lord Horace, und die Anerkennung dafür kam zum Ausdruck.

Lord Horace war zufrieden nach Maitland Castle zurückgekehrt. Er erkannte die Bedeutung und Wichtigkeit seines amerikanischen Gastes. Sein Entschluß, mit ihm auch fernerhin gute Beziehungen zu pflegen, ihn sich zu verpflichten, stand fest. In dieser Stimmung trafen ihn die Mitteilungen Dianas.

Eine Gefahr für das Reich? . . . Eine Erfindung, an der alle bekannten Kriegsmittel zuschanden wurden? . . . Die Sache ging England und Amerika gleichermaßen an.

Ganz dunkel spürte Lord Horace, daß die Union im Grunde selber zufassen und die Gefahr beseitigen könne . . . Aber England hatte eine alte Rechnung mit diesen Leuten. Auch Lord Horace hatte damals die Akten des Bursfeld-Prozesses durchgesehen. Gehörte der Sohn des Mannes, der einst im Tower seinem Leben selber ein Ende setzte, zu diesem Kleeblatt in Linnais, dann mußte sich die Kraft der neuen Macht in der Tat zuerst gegen England richten. Dann war es in erster Linie Englands Sache, diese Gegner unschädlich zu machen . . . aufzuheben . . . und vielleicht die Erfindung selbst der Wehrmacht Englands dienstbar zu machen.

An diese letzte Möglichkeit dachte Dr. Glossin wohl sicher nicht. Lord Horace zog sie in die Berechnung hinein. Ein einzelner konnte sterben, bevor ihm das Geheimnis entrissen war. Drei Mitwisser . . . getrennt voneinander, in den sicheren Verliesen des Towers. Es mußte wunderbar zugehen, wenn es dann nicht gelang, in den Besitz des Geheimnisses zu kommen.

Dr. Glossin hatte seine Minen gut gelegt, die Fäden durch Lady Diana geschickt gesponnen. Er hatte eine lange Unterredung mit seinem englischen Gastfreund. Als er nach zweistündigem Gespräch das Zimmer von Lord Horace verließ, lag die Genugtuung des großen Erfolges unverkennbar auf seinen Zügen. Es war ihm geglückt, was er selbst kaum für möglich gehalten hatte. Es war ihm gelungen, den klugen und weitsichtigen Engländer vor seinen Wagen zu spannen.

Die Engländer hatten sich verpflichtet, die Kastanien für ihn aus dem Feuer zu holen. Sie nahmen ihm das schwerste Stück der Arbeit ab. Waren die drei erst einmal gefangen, dann brauchte man nicht mehr zu fürchten, daß plötzlich verzehrendes Feuer die Welt überfiel. Dann war die Bahn für neue Pläne frei.

(Fortsetzung folgt.)

Die Furcht vor dem Scheintode.

Vor wenigen Wochen starb in **Bromberg** ein kleines Mädchen, das mit seinen frischen Farben noch im Tode allen Leidtragenden als ein Bild blühenden Lebens erschien. Sofort wurde das irrige Gerücht von einem Scheintode des Kindes verbreitet, das nicht wenige Gemüter in der Stadt beunruhigte und zu erregten Szenen bei der Bestattungsfeier Anlaß gab.

An der Leichenhalle eines **Berliner** Kirchhofs las man bis vor etwa fünfundzwanzig oder dreißig Jahren die Inschrift: Zur Rettung vor dem Scheintode. Als damals die Halle bauliche Veränderungen erfuhr, und neu gestrichen wurde, hat man die Inschrift nicht wieder angebracht. Sie hat wohl mehr Aufregung als Beruhigung gestiftet. Man erzählte Schauergeschichten von Vorkommnissen, die sich allda abgespielt haben sollten, und Wundermärchen von den eingeführten Vorsichtsmaßregeln. Die Leichen sollten auf allen Fingerspitzen Fingerhüte tragen, die durch Drähte mit Glocken verbunden waren, und stets sollten Wächter bereitliegen, um auf ein Klingelzeichen sofort zur Rettung herbeizustürzen.

Der Gedanke, daß ein lebendiger Mensch im Starrkrampf begraben werden könnte, ist ja an sich grausig genug, und wenn man sich das Erwachen des Unglücklichen im finsteren Sarge unter der Erde ausmalt, so versteht man wohl die Sorge unserer Vorfahren. Aber andererseits ist damit zu rechnen, daß die meisten Geschichten von solchen Fällen erfundene Klatschereien vorstellen. Selbst die Regierungen sahen sich veranlaßt, allerlei zu tun, um das Volk zu beruhigen, das vor etwa 150 Jahren offenbar viele Geschichten von Lebendigbegrabenen herumtrug und sich damit ängstigte.

In jener Zeit grassierte die Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden außerordentlich. Besonders wurde darauf gedrungen, die herrschende Sitte der frühen Beerdigung abzuschaffen. Man sollte die Leiche einige Tage über der Erde lassen, dann würden solche Mißgriffe nicht vorkommen. Damit das besser zur allgemeinen Kenntnis käme, wurden die Pfarrer angewiesen, in ihren Predigten und in öffentlichen Vorträgen das Volk zu belehren. Ein Pastor Schwager zu Jöllenbeck verfaßte eigens zu diesem Zwecke eine Predigt und ließ sie drucken.

Im Jahre 1792 starb Herzog Ferdinand von Braunschweig. Aus Besorgnis, lebendig begraben zu werden, hatte er einen Sarg für sich anfertigen lassen, worin ein Fenster mit einer Luftröhre angebracht war.

Von einer Engländerin, Madame Flower zu Dorchester, hören wir, daß sie verfügt hatte, man solle sie nach ihrem Tode, der 1767 erfolgte, zunächst drei Tage im Hause liegen lassen, dann glühendes Eisen an ihre Füße halten, Federn unter ihrer Nase verbrennen, sie zwischen den Nägeln mit Stricknadeln kitzeln, auf den Nabel flüssiges Siegellack tröpfeln lassen u. dgl. m.

In London lebte ein Barbier, der dem Scheintod auf andere Weise beikommen wollte. Er ließ sich 1789 aus bestem Eichenholz einen Sarg machen, in dem ein richtiger Kredenztisch mit Fächern für Essen und Trinken angebracht war. Auch war der Sarg so eingerichtet, daß er ihn mit einem Schlüssel von innen öffnen konnte. Als das vorsichtige Möbel am Abend in sein Haus gebracht und in Ordnung befunden war, gab der Barbier seinen guten Freunden ein herrliches Abendessen mit allen Arten von Getränken.

In Weimar wurde 1795 ein Leichenhaus gebaut, in dem ein vereidigter Mann Aufenthalt nehmen mußte. Holz zur Heizung und Lichter zur Beleuchtung wurden geliefert. Gab ein Leichnam irgendeine Lebensäußerung, so bekam der Wächter fünf Taler; die Summe wurde verdoppelt, wenn der Tote wieder zum Leben erwachte. Ob der Wächter wohl reich geworden ist?

Das allzu frühe Beerdigen war besonders bei der jüdischen Bevölkerung hergebracht, und im Jahre 1798 trug sich infolgedessen zu Breslau der traurige Fall zu, daß ein Kind als tot beerdigt werden sollte, dann im letzten Augenblick noch als scheintot erkannt und gerettet wurde, aber doch infolge der vorhergehenden Vernachlässigung starb. Das gab Anlaß zu behördlichen Verordnungen, und die 1792 zu Berlin gegründete Gesellschaft der Freunde, eine Art jüdische Loge, richtete in der Sache sogar eine Eingabe an den König, auf welche dieser zustimmend antwortete.

Das Berliner Intelligenzblatt brachte im Jahre 1792 einen langen Bericht von dem Schloßküster, Georg Adam Wuth zu Hannover, in dem dieser erzählt, er sei als neunjähriger Knabe einmal scheintot gewesen und alle Anstalten zu seiner Beerdigung seien schon getroffen gewesen, als man, er wisse nicht wie, seinen wahren Zustand erkannt habe. Die Erzählung ist mehr geschwätzig als lehrreich.

In Clemont in der Auvergne kam es 1773 wegen eines Scheintodfalles zu einem Prozeß, über den die Spenersche Zeitung berichtet. Da war ein Fremder in einem Dorfwirtshaus der Gegend anscheinend gestorben; der Pfarrer las Seelenmessen; es wurde ein Sarg und Grab besorgt usw., und zur Deckung der Kosten verkaufte man die Habseligkeiten des Reisenden. Dieser kam aber wieder zu sich und verlangte seine Sachen zurück. Das Gericht wies den Reisenden ab, der sich dann auch bei dem Urteil ohne weitere Appellation beruhigte.

Mehr eine Anekdote ist wohl die Geschichte aus Aix in der Provence, wo man 1771 in einem Sarge in der Kirche ein Geräusch hörte und öffnete. Der beigesetzte Mann richtete sich mit den Worten auf: „Ich bin sehr erschrocken," worauf die Umstehenden sagten: „Wir auch." Sie brachten ihn nach Hause, und man hoffte, er würde noch lange leben. Man sieht, der Scheintod war „populär", was er heute glücklicherweise nicht mehr ist und auch in Bromberg nicht mehr werden sollte.

Die Danziger Hymne.

Die „Danziger N. N." veröffentlichen auf der ersten Seite ihrer Neujahrausgabe den Text einer Dichtung von Karl Enderling, die künftig als „Danziger Hymne" gelten soll. Der Dichter, der Danziger Herkunft ist, wurde vor kurzem vom Senat aufgefordert, den Text für eine Danziger Hymne zu schreiben. Dieser Gedanke entstammte der Initiative des Senators Dr. Strunck, der durch die Schöpfung der Deutschlundlichen Woche und durch andere verdienstliche Bestrebungen um die deutsche Kultur Danzigs sich bereits erfolgreich bemüht hat. Es war selbstverständlich nicht daran gedacht, durch dieses Lied eine „Nationalhymne" in dem Sinne zu schaffen, daß man sich als Träger dieses Liedes etwa eine „Danziger Nation" konstruiert denkt, sondern in diesem Liede soll nichts anderes ausgedrückt sein, als die Liebe zur Danziger Heimat, wie sie ähnlich in Liedern und Gesängen auch anderer Landschaften und Städte als charakteristischer Ausdruck besonderen deutschen Heimatgefühls schwingt.

Der Text der Hymne wurde vom Senat zu einer Preiskomposition ausgegeben. Die eingegangenen drei Entwürfe sollen in einem Konzert im Februar dem allgemeinen Urteile unterstellt werden. Die Verse Enderlings haben folgenden Wortlaut:

Kennt ihr die Stadt am Bernsteinstrand,
Umgrünt von ew'ger Wälder Band?
Wo alte Sagen weben
Den heil'gen Glorienschein? —
Ja, sollt' ich fröhlich leben,
In Danzig,
In Danzig müßt' es sein!

Kennt ihr die Stadt, wo Turm an Turm
In Treue trotzt dem Zeitensturm?
Wo stolze Schiffe gleiten
Ins blaue Meer hinein? —
„Ja, sollt ich tapfer streiten,
Für Danzig,
Für Danzig müßt' es sein!

Kennt ihr die Stadt, wo deutsche Art
Voll Kraft und Mut ihr Gut bewahrt?
Wo deutsch die Glocken werben,
Und deutsch ein jeder Stein? —
Ja, sollt' ich selig sterben,
In Danzig,
In Danzig müßt' es sein!

Bunte Chronik

* **Wieviel Worte braucht man?** Der Wortschatz, über den so sprachgewaltige Dichter wie Shakespeare oder Goethe verfügen, ist natürlich ein unendlich viel größerer als die Menge von Worten, die der Mann von der Straße braucht, um sein alltägliches Verständigungs- und Unterhaltungsbedürfnis zu befriedigen. Aber selbst die Zahl der Worte, die die Dichter in den langen Reihen ihrer Werke benutzen, ist verhältnismäßig gering, mit den Reichtümern verglichen, die die Sprache überhaupt darbietet. In einem amerikanischen Blatt, das die Frage erörtert, wieviel Worte der Durchschnittsmensch notwendig hat, wird darauf hingewiesen, daß der „Standard Dictionary", das große englische Wörterbuch, 350 000 Ausdrücke verzeichnet. Gegen diese Riesenmassen ist selbst der Wortgebrauch Shakespeares klein, der seine unsterblichen Dramen mit 16 000 Worten geschaffen hat. Andere Dichter verwenden noch sehr viel weniger, Milton z. B., der ebenfalls wegen der Fülle seiner Ausdrücke berühmt ist, hat nur 8000. Der hochgebildete moderne Mensch verwendet kaum mehr als 3000 bis 4000 Worte. Um Zeitungen oder leichtere Bücher zu lesen, braucht man nicht mehr als gegen 2000 Worte zu kennen. Der weniger gebildete Mensch kommt in seiner Unterhaltung mit einem Wortschatz aus, der kaum die Zahl von 500 Worten übersteigt, und Bauern in abgelegenen Dörfern, deren Interessenkreis und Weltbild sehr beschränkt ist, haben nicht mehr als 200 Worte nötig, um alles auszudrücken, was sie sich im alltäglichen Leben zu sagen haben.

*

* **Ein Stadttheater ohne Defizit.** Wie sich aus seinem Bilanzabschluß ergibt, hat das Aachener Stadttheater (Intendant F. Sieli) während der ersten Monate der neuen Spielzeit ohne Fehlbetrag gearbeitet. Es dürfte im deutschen Theaterwesen immerhin zu den seltenen Fällen zählen, daß ein mit künstlerischem Ernst geführtes Städtisches Theater ohne städtische Zuschüsse auskommen kann.

Kleine Rundschau-Ecke

* **Werturteil.** A.: Weißt du was, Korl? Du bist der wertbeständigste Mensch in ganz Bromberg. — B.: Wieso? — A.: Du warst ein Rindvieh, du bist ein Rindvieh und du wirst ewig ein Rindvieh bleiben.

*

* **Er weiß Bescheid.** Hänschen hat schon mehrere Male einen Verweis vom Lehrer erhalten, weil er dauernd während der Stunde spricht. Als das nicht hilft, gibt er ihm eine schriftliche Beschwerde an die Eltern mit. Am nächsten Tage bringt Hänschen auf demselben Wege folgende Antwort des Vaters mit: „Da sollten Sie erst mal seine Mutter reden hören!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.